

## Das Pop-Poesiealbum

Ausgefüllt von Tobias, Sänger der Band Bonaparte

**Name:** Tobias Jundt  
**Spitzname:** a.o. Bonaparte, Grumps, Peachy, Emperor, Bona  
**Alter:** 19.8 durch 3 mal 5  
**Job:** Kaiser, Liederschreiber, Landstreicher

**Früher wollte ich aussehen wie:** Flipper, der Delfin.

**Stattessen sah ich aus wie:** Alf, der Außerirdische.

**Wenn ich heute in den Spiegel schaue, sehe ich:** Ein paar sehr glückliche Zufälle.  
**Ich gehöre auf die Bühne, weil:** Es schöner ist, sich mit den Tigern zu wälzen als ins Gehege zu starren.

**Meine Eltern haben mir beigebracht:** Zu sagen, was ich denke.

**Sie waren stolz auf mich, als:** Sie in der Zeitung fabelhafte Geschichten über mich lasen, die alle gar nicht der Wahrheit entsprachen.

**Sie waren enttäuscht von mir:** Als sie in der Zeitung fabelhafte Geschichten über mich lasen, die alle gar nicht der Wahrheit entsprachen.

**Das erste Mal verliebt war ich:** An meinem sechsten Geburtstag. Sophie hatte mir ein Eichhörnchen geschenkt.  
**Das letzte Mal gelogen habe ich:** Gerade eben. Ich sagte Lulu, ich sei schon wieder schwanger von ihm.

**Noch nie habe ich:** Am Ende nicht doch einen tieferen Sinn erkannt.

**Mein größter Triumph:** Heute!

**Mein größter Fehler:** Gestern!

**Mein größter Traum:** Morgen!

**Meine größte Angst:** Übermorgen.

**Wenn ich eine 4-er-WG gründen dürfte, dann zusammen mit:** Mahatma Gandhi, Serge Gainsbourg und Bruce Lee.

**Wenn mein Leben verfilmt würde, träge das Werk den Titel:** „The Never Ending Story – The Sequel“

**Wenn ich mir einen Satz tätowieren dürfte, dann:** Ich darf. Wenn ich müsste, sähe die Sache etwas anders aus. Aber das sparen wir uns für das nächste Mal. Adieu, mon Journaliste.



Tobias und seine Band sind für wilde Auftritte bekannt. FOTO: M. HOSTELER

VON NADJA SCHLÜTER

Lena\* isst nach Plan. Er sagt ihr, wann sie was und wie viel essen soll. Doch im Moment fällt es ihr schwer, diese Vorgaben einzuhalten. „Ich habe Angst, dass ich dann total viel zunehme“, sagt sie, „eigentlich ist das total bescheuert.“ Sie lacht, kurz und leise.

Lenas Angst ist nicht bescheuert, denn Lena ist krank. Magersüchtig, seit fünf Jahren. Zehn Kilo hat sie in den vergangenen Monaten zugenommen und doch ist sie so dünn, dass der Sessel, in dem sie sitzt, mit ihr darin viel größer aussieht und sie selbst wesentlich jünger als eine Zwanzigjährige wirkt. Die Füße und Beine hält sie geschlossen, die Arme eng am Körper. Sie macht sich klein.

Seit Dezember ist Lena in der Kinder- und Jugendpsychiatrie des DRK-Krankenhauses in Altenkirchen, einer kleinen Stadt im Westerwald. In fünf Kliniken war sie bisher, richtig gesund geworden ist sie nie. Immer, wenn sie zu Hause war, hat sie wieder abgenommen. Jetzt gibt es für Lena eine neue Chance. Dr. Haverkamp-Krois, die leitende Ärztin der Abteilung, und ihre Kollegin, die Kunst- und Gestaltungs-therapeutin Christiane Koop, haben die „Villa Phoenix“ gegründet, eine Wohngruppe für essgestörte Mädchen. Anorektische und adipöse Klientinnen sollen hier nach der Entlassung aus einer Klinik in den Alltag zurückfinden, ohne sofort wieder in die familiären Strukturen eingebunden zu werden, aus denen sie kommen. Dabei werden sie von Therapeuten und Ernährungsberatern betreut, gehen zur Schule oder machen eine Ausbildung. „Ich stelle mir das wie ein Auffangbecken vor. Die Mädchen brauchen Struktur und eine emotionale Gemeinschaft“, sagt Christiane Koop.

Die Wohnung, in die die Mädchen einzuziehen sollen und die Christiane Koop im April 2011 gefunden hat, liegt in einem Haus, das tatsächlich wie eine Villa aussieht: groß, mit Erkerfenstern und einem schönen Garten dahinter. Auch die Lage am Rande eines Wohngebiets gefiel den Projektleiterinnen auf Anhieb, weil die Gruppe aus bis zu sieben Mädchen, so die Ärztin, „in einer ganz normalen Umgebung“ leben soll. Der Vermieter war sofort begeistert von dem Projekt, mit freiwilligen Helfern wurde renoviert. In den hellen Zimmern mit Dielenböden gibt es nun weiße Möbel, die Wände sind in zarten Farben gestrichen. Alles ist bereit. Doch die Zimmer stehen leer. Das Projekt konnte bisher nicht starten, weil die Nachbarn der Villa der Meinung sind, dass das Therapie-Projekt nicht in ihr Wohngebiet passt.

Damit sie in die bisher privat genutzte Wohnung einziehen können, musste das Team der Villa beim Bauamt eine Nutzungsänderung beantragen. Das Amt informierte daraufhin die Anwohner über die zukünftige Nutzung durch eine therapeutische Wohngruppe. Einigen gefiel das nicht. Sie erhoben beim Kreisrechtsausschuss Einspruch und klagten vor dem Verwaltungsgericht in Koblenz. Man wolle keine gewerbliche Einrichtung in der Nachbarschaft haben, hieß es, dies sei ein reines Wohngebiet und solle das auch bleiben. Bei einem Begegnungsnachmittag mit Kaf-



Augen auf und durch: Wenn Essen zum Kampf wird, brauchen Mädchen Hilfe und zwar nicht nur in einer Klinik, sondern auch im Alltag. Eine betreute WG wäre das optimale Umfeld, um eine Essstörung verstehen zu lernen. FOTO: SPEEDNIK/PHOTOCASE.COM

fee und Kuchen, zu dem die beiden Initiatorinnen einluden, sollten Spannungen abgebaut werden und Anwohner und Mädchen sich kennenlernen. „Drei Leute sind gekommen, die sich hässlich zu unserem Projekt geäußert haben, und das war's“, erzählt Christiane Koop. Mit den Mädchen sprachen sie gar nicht erst. Die Einrichtung senke den Wert ihrer Grundstücke und man wolle „keine kotzenden Mädchen im Vorgarten“ haben, zitierte die lokale Rhein-Zeitung die Gegner. Daraufhin gab es viel Wirbel und Empörung, vor allem aber auch Unterstützung für die Gruppe.

Das Wohngebiet um die Villa liegt abseits des Stadtzentrums. Der gehobene Mittelstand ist leicht zu erkennen, an den gepflegten Einfamilienhäusern und Gärten, den ordentlich eingezäunten Grundstücken. Hier achtet man auf seinen Besitz. Selbst an einem Montagnachmittag ist es

fast bedrückend still. Kaum ein Auto fährt die schmale Straße entlang, nur ein Rasenmäher rattert irgendwo. Wenn man an einer Tür klingelt oder über einen Gartenzaun hinweg die Bewohner auf den Fall „Villa Phoenix“ anspricht, reagieren sie verärgert. Der Tenor lautet: Man habe nichts gegen die Mädchen, es ginge rein um die Nutzungsänderung, der Artikel der Rhein-Zeitung grenze an Rufmord. Es ist, als würden die Gegner zurückrudern, aufgeschreckt durch die mediale Aufmerksamkeit. Einer der Beschwerdeführer beklagt, man sei nicht ausreichend informiert worden: „Es ist nicht der richtige Weg, das über ein Kaffeekränzchen zu lösen. Da muss man das Einzelgespräch mit den Anwohnern suchen.“ Hätte es den Wunsch nach Einzelgesprächen auch gegeben, wenn in die Villa ein örtlicher Verein oder eine Arztpraxis einziehen würde?

Die Anwohner wollen ihre Ruhe. Die Initiatorinnen glauben, dass die Nutzungsänderung nur ein vorgeschobener Grund ist. „Es ging dabei immer um essgestörte Mädchen“, sagt Dr. Haverkamp-Krois. Sie hat ähnliche Erfahrungen gemacht, als sie 2007 ihre psychiatrische Abteilung eröffnete: „Es hat lange Diskussionen gegeben, ob eine Kinder- und Jugendpsychiatrie überhaupt in einem normalen Krankenhaus untergebracht werden kann.“ Wenn sie über die möglichen Gründe für den Widerstand spricht, klingt sie nicht aufgebracht, sondern eher besorgt. „Das hat viel mit Unwissenheit zu tun, mit fehlender Kontrolle und der Angst, dass es einen auch erwischen könnte.“ Für die meisten gesunden Menschen sei eine Krankheit wie Magersucht schwer nachvollziehbar, darum nehmen sie eine Abwehralage ein. Christiane Koop kennt das Problem: „Die Familien-

## „Tipp mal den Schiri an“

Ricardo Scheuerer ist taub. Trotzdem pfeift er Fußballspiele – und hat alle anfänglichen Kritiker verstummen lassen

Ricardo Scheuerer hört die Sirenen des Polizeiautos nicht, das an dem Fußballplatz im Süden Berlins vorbeirauscht. Er hört nicht die Anfeuerungsrufe der Berliner Juniorenmannschaft, die auf dem Feld einen Kreis bilden und die Köpfe zusammenstecken. Und auch seinen Pfiff hört er nicht, mit dem er das Pokalspiel zwischen dem SSV Köpenick Oberspreewaldtal und dem SC Berliner Amateure frei gibt. Scheuerer ist Schiedsrichter. Und gehörlos.

Mit einem Hörgerät kann der 17-Jährige grobe Geräusche wahrnehmen, aber darauf verzichtet er meistens – auch auf dem Platz. „Dann bin ich wieder in meiner stillen Welt“, erklärt er nach dem Spiel mit seinen Händen, und Kommunikationsassistentin Susann Krämer übersetzt.

Einem Passanten, der an diesem Sonntagmorgen am Tor des Fußballplatzes in Berlin Kreuzberg Halt machen würde, fiel wohl gar nicht auf, dass der drahtige Jugendliche mit dem Kurzhaarschnitt und der Pfeife um den Hals kein Schiedsrichter wie jeder andere ist. Scheuerer rennt, pfeift, gestikuliert, zieht die Karten, wie seine Kollegen. Nur seine Blicke unterscheiden ihn, es sind ein paar mehr: Augenkontakt zu den Spielern, Kontrollblick zur Seitenlinie, den Fokus auf den Ball – und von nichts ablenken lassen.

**Es gab Bedenken. „Wenn sich in einer Ecke zwei Spieler prügeln, kriegt der das doch gar nicht mit“**

Mit Beharrlichkeit hat es Ricardo geschafft, dass er heute hier steht und B-Junioren-Spiele leitet. Als er vor drei Jahren eine Werbung für Schiedsrichternachwuchs sah, wusste er: Das will ich machen. Verantwortung übernehmen, ein Vorbild sein, Selbstbewusstsein gewinnen. Ein paar Fußballspiele für Gehörlose hat er zu dem Zeitpunkt bereits geleitet, warum dann nicht auch für Hörende, dachte er sich. Sein Vorbild Torsten Mertens, der erste gehörlose Schiedsrichter in Deutschland, hatte es schließlich auch geschafft. Also

schrub Ricardo Bewerbungen an Berliner Vereine und wartete. Zurück kamen nur Absagen. „Klar, ich war enttäuscht“, meint Scheuerer heute. „Ich fühlte mich diskriminiert.“

Wie Scheuerer kämpfen viele Gehörlose noch immer um Anerkennung, sei es im Beruf oder im Sport. Ein Wandel zeichnet sich nur langsam ab. Am 29. August starten die Paralympics mit etwa 4.200 Teilnehmern, so vielen wie noch nie zuvor. „Menschen mit Behinderung sollten nicht mehr in Sonderwelten leben, sondern mitten unter uns“, fordert Martin Georgi, Vorstand der Aktion Mensch. Er fordert, mehr Menschen mit Behinderung an Olympia teilnehmen lassen, zumindest in den Fällen, wo das möglich ist und außerdem Olympia und Paralympics zur selben Zeit und im gleichen Rahmen auszurufen. Das Beispiel von Scheuerer zeigt zumindest schon, dass heute im Sport mehr möglich ist und sich die Gesellschaft langsam öffnet.

Allerdings braucht es dazu auch Menschen wie Daniel Balfanz. Der Schiedsrichterkordinator vom SV Blau Gelb aus Weißensee mit den rotblonden Haaren, hat Ricardo Scheuerer im Internet kennengelernt und musste nicht lange überlegen, als er von dessen Plänen hörte. Er besprach sich mit der Vereinsführung, die sich wiederum an den Berliner Fußballverband wandte. „Es gab einige Bedenken“, sagt Balfanz, der heute bei mehr als 30 Grad auf den Steintribünen am Kreuzberger Fußballfeld sitzt und dem Spiel zusieht. „Wenn sich in einer Ecke zwei Spieler prügeln, kriegt er das doch gar nicht mit“, hätten die Fußballfunktionäre damals befürchtet.

Man einigte sich, dass Ricardo zunächst nur Testspiele pfeifen und einen Regelkondolehgang absolvieren sollte. Das tat er und beendete ihn als Jahrgangsbester. „Das hat mich überrascht“, sagt Balfanz und schaut wieder auf den Platz. Die Spieler sind zurück von einer kurzen Trinkpause, die Ricardo wegen der Hitze angeordnet hat. Scheuerer weicht gerade einem

Ball aus, indem er zwei Schritte rückwärts tänzelt, sich im Lauf dreht und weiter trabt. Inzwischen ist Balfanz mit Ricardo befreundet; wenn er ihn trifft, verständigen sich beide über Handy: Einer schreibt eine SMS und zeigt sie dem anderen, ohne sie abzuschicken. Halbzeit. Die Spieler trotten vom Feld, Trainer und Funktionäre sammeln sich vor



Sehen, Laufen, Pfeifen: Ricardo im Einsatz. FOTO: B. VON BRACKEL

dem Kiosk am Vereinshaus. „Dit war so was von ruhig“, sagt der Co-Trainer des SC Berliner Amateure, während er darauf wartet, dass der Kaffee durchgelaufen ist. Und auf den Schiedsrichter angesprochen: „Nichts zu meckern.“

Das hatte auch der Berliner Fußballverband eingesehen, Ricardo wurde gut bewertet und darf seit April 2011 niederklassige Jugendspiele pfeifen. Im November verlieh der Verband ihm und seinem Verein SV Blau-Gelb den Integrationspreis, den er zusammen mit seinem Schiedsrichterausweis überreicht bekam. Inzwischen pfeift Ricardo auch C- und B-Jugendspiele. Sein nächstes Ziel ist die A-Jugend, irgendwann könnte er sich sogar vorstellen, in der Bundesliga zu pfeifen. „Das ist mein großer Traum.“ In den ersten Spielen war Ricardo noch aufgeregt. Kommunikationsassistentin Susann Krämer begleitete ihn am Anfang jedes Wochenende, um zu dolmetschen. „Er musste alles kontrollieren“, sagt die 25-Jährige. Sogar die Tore maß er vor den Spielen aus. Er wollte nichts falsch machen. Der Verband war zufrieden.

„Er hört wenigstens das Gemacker und Gepöbel nicht“, heißt es oft, wenn Leute mitbekommen, dass der Schiedsrichter gehörlos ist. Ganz stimmt das nicht, und einige Spieler sind auf diese Fehlannahme schon hereingefallen. Ricardo kann von den Lippen lesen. Wenn Spieler über seine Entscheidungen schimpften, griff er in den ersten Spielen noch nicht ein. Inzwischen weicht er Konflikten nicht mehr aus; er zeigt in solchen Situationen auf seine Brusttasche und deutet mit dem Finger eine Verwarnung an, oder er zieht gleich die gelbe Karte. Nur selten muss er nach den Spielern in seiner Brusttasche nesteln, um sich schreibend verständlich zu machen. Nach etwa 80 Spielen bewegt er sich routiniert und selbstbewusst auf dem Platz, gibt mit den Händen deutliche Anweisungen und lässt keine Fragen offen. Krämer muss ihn heute nicht mehr zu den Spielern begleiten, er kommt allein zurecht. Die meisten Spieler und Trainer der Vereine, bei denen er angesetzt ist, kennen ihn

ohnehin schon.

Nur einmal ist passiert, was Scheuerer fürchtet: Dass ihm die Kontrolle des Spiels entgleite. Ungern denkt er an jene Partie zurück, als er eine rote Karte nach der anderen zücken musste. „Da ging es drunter und drüber“, erzählt er. „Es war richtig laut.“ Das erkannte er nicht nur an der Wortwahl übers Lippenlesen, sondern auch über die Mimik und Gestik der Spieler. Die hätten einander und ihn selbst beleidigt, erinnert sich Ricardo, indem er das mit dem Mittelfinger andeutet. Er habe versucht, die Situation zu beruhigen, bis ihn ein Spieler mit dem Ellenbogen attackierte. Ricardo brach das Spiel ab.

**Auf dem Platz ist der Blick vorher das Wichtigste: „Ich laufe nicht einfach rückwärts“**

An diesem Sonntagvormittag bleibt es ruhig. Hektik kommt nur kurz in der zweiten Halbzeit am Spielfeldrand auf, als der Trainer der Köpenicker wechseln will. „Schiri!“, ruft der. „Schiri!“ ruft er noch zwei weitere Male und dann zu einem Spieler: „André, tipp mal den Schiri an!“, der macht das und Scheuerer kreist mit den Händen zur Auswechslung. Die Köpenicker gewinnen mit 5:1. Für Ricardo ist es trotzdem ein besonderes Spiel, es ist das letzte, bevor er nach Essen umzieht. Dort hat er einen Platz in einem Internat bekommen, an dem er sein Abitur machen wird. An den Wochenenden will er aber nach Berlin zurückkommen – um zu pfeifen.

Ein paar Spieler laufen zu ihm und drücken ihm die Hand. Scheuerer läuft zu seiner Freundin am Spielfeldrand, sie wirft ihm eine Wasserflasche zu. Mit einem Handtuch um den Hals setzt er sich auf ein Geländer und muss grinsen, als er noch beantwortet soll, wie er bemerke, ob jemand hinter ihm stehe, wenn er auf dem Feld rückwärts laufe. „Ich laufe ja nicht einfach rückwärts“, sagt er. Er schaue sich immer erst um. Denn der Blick, der sei das Wichtigste. BENJAMIN VON BRACKEL

angehörigen sagen oft: Die muss doch einfach nur was essen.“ Auch Lenas Vater hat sich nach und nach von ihr abgewandt. „Er denkt, dass ich nicht richtig mitarbeite“, erzählt sie. Aber sie kann ihm einfach nicht erklären, warum sie nicht essen kann. Weil sie es meistens selbst nicht versteht.

Studien in den USA und Großbritannien haben ergeben, dass etwa ein Drittel der Bevölkerung glaubt, dass Menschen mit Magersucht hungern, um Aufmerksamkeit zu erlangen und selbst Schuld an ihrer Situation seien. Das hängt vielleicht auch damit zusammen, dass die Erkrankten oft aus guten Elternhäusern stammen und als „verwöhnt“ gelten. Diese Situation kann, neben dem Eintritt in die Pubertät und Veranlagung, eine Erkrankung begünstigen, glaubt Dr. Haverkamp-Krois: „Die Mädchen stehen unter Druck, zwischen Klavierunterricht, „Ich möchte Jura studieren“ und mein Pferd muss heute versorgt werden.“ Magersucht ist oft eine Krankheit des geho-

**„Auf dem Land hat man Angst, in Richtung Psychiatrie gesehen zu werden“**

benen Mittelstands, in dem es immer genug zu Essen gibt, und Nahrung darum eine Möglichkeit bietet, sich abzugrenzen. Damit ist sie aber auch eine Krankheit des Wohngebiets rund um die Villa Phoenix, eine Krankheit der Vorgärten, aus denen die Anwohner sie heraushalten wollen. Vielleicht auch aus Angst, es könnte die eigenen Kinder treffen. Denn dann müsste man sich den Vorurteilen stellen, die man aus der eigenen Nachbarschaft nur allzu gut kennt. „Auf dem Land hat man Angst, in Richtung Psychiatrie gesehen zu werden“, sagt Dr. Haverkamp-Krois, „dabei sollten die Menschen den Mut haben, direkt zum Therapeuten zu gehen, und nicht erst zum Hausarzt.“

Im Oktober kann die Gruppe wohl die Villa beziehen, eineinhalb Jahre nach der ersten Besichtigung. Die Klage ist abgewiesen, der Kreisrechtsausschuss muss seine Entscheidung noch bekannt geben, wird aber wohl nicht gegen das Verwaltungsgericht entscheiden. Ende August wird bei einer Veranstaltung im Altenkirchener „Spiegelzelt“ noch einmal Aufklärungsarbeit geleistet, um das Städtchen von dem Projekt zu überzeugen. Es fehlen noch Klientinnen – wegen der Verzögerungen mussten die ursprünglichen Kandidatinnen anderswo untergebracht werden.

Eine Mitbewohnerin gibt es aber schon: Lena. Gerade wurde sie in eine Reha-Klinik verlegt, wo sie das Mindestgewicht für die Aufnahme in die Villa erreichen soll. „Wir sind auch nur ganz normale Jugendliche“, das würde sie den Gegner sagen, wenn sie könnte. Wie groß ist die Sorge, dass diese die Gruppe schlecht aufnehmen werden? „Am Anfang hatte ich Angst davor“, gibt Christiane Koop zu, „aber jetzt nicht mehr. Ich denke, wir werden die Leute eines Besseren belehren.“

\*Name geändert

► Kontaktdaten zur „Villa Phoenix“ und dem Wohngruppen-Projekt unter villaphoenix.de.

## „Jungs, wer ist das Bandmädchen?“

Die Mädchenfrage kommt diesmal aus dem Publikum

Im Gegensatz zu uns Mädchen seid ihr ab einem gewissen Alter oft in einer Band und tretet in der Regel sogar mindestens einmal auf, und sei es nur auf dem Schul-Sommerfest. Von uns Mädchen stehen dagegen fast alle im Zuschauerraum und betrachten euch da oben, die ihr plötzlich so weit weg seid und so viel besser ausseht aus dieser Perspektive, obwohl ihr und eure lähmen Witze uns womöglich noch zwei Stunden vorher in Chemie unfassbar angeödet haben. Vor allem sind wir aber unfassbar neidisch, wenn da auf der Bühne neben euch auch am Bass oder am Mikrofon ein Mädchen steht. Dieses Mädchen ist noch viel mehr als ihr Band-Jungs ein Mysterium. Wie hat sie es in die Band geschafft? Stand sie eines Abends an der Straßenecke und wurde von den anderen Band-Mitgliedern einfach ein- und im Proberaum wieder ausgepackt? Musste sie ein Vorsingen mitmachen und mit zwölf anderen Mädchen stundenlang darauf warten, bis sich alle Bandmitglieder auf eine Kandidatin einigen konnten – ungefähr so dramatisch wie all diese Recall-Szenen in „Popstars“ und ähnlichen Formaten? Und natürlich muss man sofort darüber spekulieren, mit wem in der Band sie zuerst geschlafen hat und für wen sie denjenigen dann verlässt. Ist das Bandmädchen gleichberechtigt mit euch Bandjungs, wenn es um wichtige Entscheidungen geht? Seid ihr alle heimlich in sie verliebt? Wie funktionierte das auf Tour, wenn ihr vier Wochen lang das gleiche Paar Socken tragt und nach jeder Show ein anderes Groupie flachlegen könntet? Natürlich könnten wir all diese Fragen auch dem Bandmädchen stellen. Nur: Wir lernen sie nie kennen, weil sie viel zu cool für uns ist. CHRISTINA WAECHTER

► Die Antwort der Jungs gibt es auf jetzt.de nachzulesen.

VERANTWORTLICH: CH. HELTEN (I.V.)